



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mexico und die Monroe-Doctrin. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mexico und die Monroe-Doctrin.

2.

Seit dem Einzug des Präsidenten Juárez in die Hauptstadt Mexico's sind die in der Verfassung von 1858 ausgesprochenen Grundsätze rücksichtslos durchgeführt worden. Die Bischöfe, welche sich der neuen Ordnung nicht fügen wollten, wurden verbannt, die liegenden Gründe des Klerus den Pächtern gegen eine Zahlung von 12 Procent des Werthes zugeschlagen, alles sonstige Eigenthum der Kirche confiscirt, die Mehrzahl der Klöster aufgehoben und die Civilehe eingeführt. Dagegen wollte es nicht gelingen, Ordnung in die Finanzen zu bringen. Die Regierung hatte sich durch einen am 7. Februar 1859 zu Veracruz abgeschlossenen Vertrag gegen das Londoner Cabinet verpflichtet, den englischen Bondholders (Staatsgläubigern) jährliche Zahlungen zu machen, und ein ähnliches Uebereinkommen war mit Frankreich getroffen worden, aber der Congreß beschloß am 17. Juni 1861 diese Zahlungen bis auf Weiteres einzustellen, und der Einspruch des britischen und des französischen Gesandten blieb ohne Erfolg. Ebensowenig halfen Erinnerungen an die Pflicht zum Ersatz der von Degollado bei Tampico und von Miramon im englischen Gesandtschaftshotel zu Mexico geraubten Summen. Auch Spanien mahnte vergeblich an die Erfüllung der ihm gegenüber eingegangnen Verpflichtungen. Es wird behauptet, daß die neue liberale, richtiger radicale Regierung bereits gegen 20 Millionen Dollars, die ihr aus dem Eigenthum der Geistlichkeit zugeflossen, verschleudert habe, ohne ernstlich Anstalt zu treffen zur Ausgleichung jener Differenzen mit dem Ausland.

Trotzdem hätten die europäischen Mächte wohl schwerlich daran gedacht, ihre Forderungen mit Gewalt einzutreiben, wenn die große Nachbarrepublik Mexico's ihre Einheit und damit ihre Macht bewahrt hätte. Die nordamerikanische Union war vor dem Bruch zwischen Süd und Nord die voraussichtliche Erbin der mexicanischen Regierung, sie war dieser selbst gegenüber die gefährlichste Feindin, andern sich zum Antritt der Erbschaft anscheidenden Mächten gegenüber aber die sicherste Freundin dieser Regierung. Als Spanien im Winter 1856 mit Feindseligkeiten drohte, schien das da-

malige Gouvernement in Washington diese Wendung der Dinge benutzen zu wollen, und Mexico war so weit gekommen, daß es dazu selbst die Hand bot. Vorerst handelte es sich hauptsächlich um pecuniäre Hilfe. Die Vereinigten Staaten erklärten sich bereit, der Regierung Comonforts 15 Millionen Dollars auf die Zolleinkünfte zu leihen. Mexico zögerte, und man begreift leicht, weshalb. Diese Geldoperation würde dem Präsidenten Nordamerikas eine bequeme Handhabe zu steten Einmischungen in die innern Verhältnisse des Nachbarstaats gegeben haben, während mit ihr die Gelegenheit zu ähnlicher Einmischung anderer Mächte weggeschafft worden wäre.

Wohin dieses Verhältniß bei den Zuständen Mexico's zuletzt geführt haben würde, kann nicht zweifelhaft sein. Das Zaudern Comonforts wich indeß endlich dem Drang der Noth, und im Februar 1857 sendete er den General Juuquino Nangel nach Washington, um Hilfe zu erbitten und den Vereinigten Staaten das Protectorat über Mexico anzutragen. Allein währenddeß hatte Buchanan den Präsidentenstuhl bestiegen, und dieser scheint die Ernte noch nicht für vollkommen reif zum Einheimsen angesehen zu haben. Wenigstens fand er für gut, die Schlussphrase seiner Antrittsbotschaft „die Unabhängigkeit aller Völker soll von uns heilig gehalten werden, und nie werden wir uns in die innern Angelegenheiten einer Nation einzumischen versuchen, außer wenn dies von dem großen Gebot der Selbsterhaltung verlangt wird,“ dadurch zu bekräftigen, daß er den Antrag des mexicanischen Unterhändlers ablehnte. Ob im Ernst und definitiv, ob nicht bloß, um bei stärkerem Druck der Umstände günstigere Bedingungen herauszupressen, ist eine Frage, die wir nicht beantworten können.

Was seitdem geschehen, ist noch in frischer Erinnerung. Spanien, England und Frankreich haben sich vereinigt, in Mexico zu interveniren und Erfüllung der ihnen von dorthier gemachten Zusagen, Genugthuung für die dort verletzten Interessen ihrer Unterthanen zu erzwingen. Sie haben in einer Mittheilung an das Washingtoner Cabinet dieses Ziel der beschlossenen Maßregeln angegeben, sich gegen die Unterstellung von Absichten auf Eroberung oder Beeinträchtigung des Rechts der Mexicaner, die Form ihrer Regierung selbst zu bestimmen, verwahrt und die Vereinigten Staaten eingeladen, sich an der Expedition zu betheiligen. Präsident Lincoln hat durch seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten antworten lassen, daß er das Recht der drei Mächte, sich mit den Waffen Genugthuung zu schaffen, anerkenne, dem Bündniß derselben gegen Mexico aber nicht beitreten werde, da einmal die traditionelle Politik der Vereinigten Staaten Allianzen mit fremden Nationen verbiete, und andererseits die Union gegen Mexico als Nachbarstaat und republikanisch eingerichtetes Land freundschaftliche Gesinnungen hege. Von diesen Gesinnungen bewegt, habe man den Gesandten der Union in Mexico

bevollmächtigt, mit der dortigen Regierung einen Vertrag abzuschließen, bestimmt, derselben pecuniäre Hilfe zu bieten und sie in den Stand zu setzen, die Forderungen der drei Mächte zu befriedigen und so den Krieg abzuwenden. Wenn Mexico auf Grund dieses Anerbietens den Mächten einen neuen Vertrag vorlegen wolle, werde das Washingtoner Cabinet die Vermittelung desselben übernehmen. Inzwischen werde man zum Schutze der amerikanischen Bürger in Mexico eine Flotte an dessen Küsten lassen, und der dortige amerikanische Gesandte sei ermächtigt, Beziehungen zu den kriegführenden Parteien nachzusehen, welche unwissentlichem Unrecht gegen die Ansprüche der Verein. Staaten vorzubeugen geeignet seien.

Die angebotne Vermittelung Nordamerika's hat zu nichts geführt. Spanien hat den Krieg eröffnet und Vera Cruz besetzt. Eine französische Flotte mit Landtruppen ist nachgefolgt, eine englische auf dem Wege nach der mexicanischen Küste. Die nächsten Posten von dort werden die Nachricht bringen, daß die Allirten alle bedeutenderen Hafenstädte des Landes occupirt haben. Den Nordamerikanern, die mit sich selbst zu beschäftigt sind, wird nichts übrig bleiben, als gegen eine bleibende Erwerbung mexicanischen Gebiets Protest einzulegen. Die Absicht einer Eroberung wird noch immer verleugnet, doch ist die Rede von einem Marsch nach dem Innern und dem Plan, die Hauptstadt Mexico's zu nehmen. Wäre es der Pariser Politik gelungen, England mit Nordamerika in Krieg zu verwickeln und so dessen Widerstand gegen etwaige Gebietserwerbungen Spaniens oder Frankreichs abzuschwächen, so würde man vermuthlich bald deutlicher reden. Jetzt spricht der spanische General in Vera Cruz nur von Bürgschaften, die man für das zukünftige Verhalten Mexico's erlangen wolle, und weist nebenbei seine Soldaten an, „sich die Liebe derer, die vormalig ihre Brüder waren, wieder zu gewinnen.“ Sei das geschehen, die Rechnung mit dem bösen Schuldner ausgeglichen, so werde man — wir vermuthen, mit der Selbstverleugnung des Fuchses, dem die Trauben zu hoch hingen — wieder heimziehen; es sei denn, setzen wir hinzu, daß es dem feinen Rechner in Paris, der noch immer große Entrüstung über das Ungenügende der Blockade der Baumwollenküsten und die barbarische Verschüttung des Hafens von Charleston an den Tag legt, doch noch gelingt, England in Feindseligkeiten mit den Yankee's hineinzumandövriren. Um dies abwarten zu können, werden Frankreich und Spanien die Occupation der mexicanischen Hafenplätze so lange als möglich dauern lassen, wozu ihnen die von Mexico zu zahlenden Kriegskosten Gelegenheit geben werden. England wird darum im eignen Interesse genöthigt sein, eben so lange eine beträchtliche Kriegsmacht in jenen Landstrichen und Gewässern aufzustellen.

England hat bei der Expedition kaum ein anderes directes Interesse, als die Befriedigung der in der Convention genannten Forderungen und

nebenher — so läßt sich die beabsichtigte Besetzung von Matamoras deuten — die Erlangung von Baumwolle für seine Fabriken. Indes würde letzterer Zweck nur in sehr mäßigem Grad erreicht werden, da Texas verhältnißmäßig nur wenig Baumwolle und nicht die beste erzeugt und das Product der weiter östlich gelegnen Staaten durch den Landtransport über Hunderte von Meilen ohne Eisenbahnen bis in das mexicanische Matamoras außerordentlich vertheuert werden würde. Um so größer aber scheint das indirecte Interesse Englands an der Sache zu sein.

Es leidet kaum einen Zweifel, daß für die beiden Allirten Großbritanniens die öffentlich ausgesprochenen Absichten ihrer Intervention nicht die einzigen sind. Spanien, welches im Vordertreffen steht, handelt nach unsrer Auffassung der Sachlage, wie früher in Cochinchina und dann in Marokko, so jetzt in Mexico als Vasall Frankreichs, und zwar diene es hier wie dort stillen, aber umfassenden Plänen des Kaisers Napoleon gegen die Seeherrschaft Englands, die durch eine Verbindung der Seemächte zweiten Ranges zu brechen beabsichtigt wird. Frankreich hat in den letzten Jahren rings um das Mittelmeer Einfluß gewonnen. Es hält Italien in seiner Hand, hat in Griechenland eine starke Partei, in Albanien und Montenegro dienstbereite Freunde, ist in Aegypten, wie der Suezkanal zeigt, wohl angesehen, mächtig in Tunis, als oberste Schutzmacht geehrt unter allen römischen Katholiken der Levante. Es besitzt Algerien, gewann sich durch die Expedition nach dem Libanon die Maroniten zu Klienten, intriguirte mit Glück an der abyssinischen Küste des rothen Meeres und erwarb sich in dem neuen König von Madagaskar einen schätzbaren Bundesgenossen. Unerwünscht trat es in China als ebenbürtige Macht neben England auf, sicher gegen Englands Wunsch eroberte es sich mit Spanien in Saigun eine neue ostasiatische Position, abermals gegen Englands Interesse schürte es in Madrid die Neigung zum Krieg mit Marokko, der seinem Vasallen und damit indirect ihm selbst ein zwar nicht großes, aber durch seine Lage Gibraltar gegenüber werthvolles Gebiet einbrachte. Ganz in der Stille machte es verschiedene Eroberungen in Südwestafrika und versuchte über die Daseustrasse eine Verbindung zwischen seinen dortigen Besitzungen und seiner großen Colonie im Norden des Welttheils herzustellen. Endlich trat das nordamerikanische Zerwürfniß ein, und sofort erhob sich der Verdacht, Frankreich werde dasselbe gegen England ausnutzen und namentlich Gelegenheit suchen, sich einen Theil von dessen Einfluß in Mexico und Centralamerika zu gewinnen. Es wäre nicht ganz unmöglich, daß es diese Gelegenheit jetzt gekommen glaubte, daß es entweder direct oder indirect durch Spanien hier sogar Eroberungen erstrebte.

Sehen wir ab von dieser Möglichkeit und nehmen wir an, daß es den

verbündeten Mächten — nicht bloß Spanien und Frankreich — bei der Intervention darum zu thun sei, den Mexicanern ein geordnetes Regiment zu geben, so läßt sich zwar vom Standpunkt des Rechts nichts für ein solches Unternehmen sagen, wohl aber sprechen mancherlei andere Gründe dafür. Hören wir, was die Vertheidiger einer solchen Intervention vorbringen.

Könnte Mexico unter eine kräftige, kluge und gerechte Regierung gebracht werden, so würde dies Niemand in der Welt zu beklagen haben, als die zukünftige Conföderation der Sklavenstaaten von Nordamerika, deren Pläne dadurch vereitelt werden würden. Vielen Völkern würde ein Vortheil daraus erwachsen und keinem ein größerer als dem mexicanischen. Die jetzt dort am Ruder befindliche Partei steht so wenig fest, als eine der früheren, der Parteikampf kann jeden Tag wieder ausbrechen, das Land, der Staat bietet das Bild eines hilflosen Leichnams dar, um den sich Banden von Räubern in der Uniform von Soldaten streiten. Ein ehrlicher Mann, der gelegentlich in dem Getümmel auftaucht, vermag nur auf kurze Zeit Ruhe und Recht zu gebieten, und so ist die Republik ein Fluch für sich selbst und alle ihre Nachbarn. Ihre Lage ferner ist von der Art, daß sie Angriffe einer Nachbarmacht herausfordert, deren Absichten zu vereiteln im höchsten Interesse der Humanität liegt. Wird in Mexico keine starke Regierung geschaffen, so wird es unausbleiblich, noch ehe das Jahrhundert zu Ende geht, die Beute des jetzt im Entstehen begriffnen großen Bundes der Sklavenhalter-Staaten. Niemand kann das Einschreiten der Mächte ein vorzeitiges schelten, da die Anarchie in Mexico mit geringen Unterbrechungen schon ein Vierteljahrhundert gewährt hat und keine Hoffnung vorhanden ist, daß das Land ihr mit eigener Kraft ein Ende machen wird. Mexico ist keine Nation, kein Staat, es ist einfach ein großes weites Territorium, das von bewaffneten Banden durchzogen wird, und in dem sich selbst die Elemente der Gesellschaft auflösen zu wollen scheinen.

Dann ist Mexico solch ein herrliches Land: sieben Millionen Menschen auf einem Areal halb so groß als ganz Europa. Es liegt in den Tropen, aber zufolge der hohen Berge im Innern erfreut sich ein großer Theil desselben des gesündesten Klimas. Bedeutende Strecken sind sehr fruchtbar, andere ließen sich zu ausgedehnter Viehzucht benutzen. Seine Silberminen sind die ergiebigsten der Welt. Vor der Eroberung durch Cortez war es der mächtigste Staat der westlichen Hemisphäre, später war es Jahrhunderte hindurch die reichste und wichtigste Kolonie der Krone Spanien. Seit den Tagen Montezuma's ist es nie so tief herabgesunken als jetzt. In guten Händen müßte es binnen Kurzem eines der glücklichsten Länder der Erde werden, und jeder Mexicaner würde Ursache haben, den Tag zu segnen, wo die höhere Civilisation Europa's ihm und seinen Landsleuten die Hand reichte, um sie

aus dem Schlund von Barbarei zu ziehen, in den sie durch heimische Unfähigkeit und Verdorbenheit gestürzt worden.

Und noch mehr, — so fahren die Verteidiger einer gründlichen Umgestaltung der mexicanischen Zustände durch die Allirten fort, — ein nicht weniger wichtiger Vortheil für die gesammte Menschheit dämmert in der Zukunft. Wird Mexico zu einem starken Staat, fähig, das Seine festzuhalten und alle Angriffe zurückzuwerfen, so wird die Sklavenhalter-Conföderation zwischen zwei Mächte und zwei Civilisationen, jede verschiedener Art und Race, aber beide frei und wohl geneigt zu einer Allianz, eingeklemmt. Diese Nachbarschaft würde Wunder thun für die neue Republik, sie würde ihre Ausdehnung hindern und ihren Haupt- und Grundirrtum zu Schanden machen. Die Sklaverei, nicht mehr im Stande, neue Gebiete zu überschwemmen und eingeengt daheim, würde dann als sociales Problem zu behandeln sein, für das bei Gefahr des Untergangs eine Lösung zu suchen wäre. Die endliche Ausrottung dieser schwachvollen Einrichtung würde viel sicherer und weit rascher durch die Schöpfung eines kräftigen Mexico als durch die vollständigste Unterwerfung und Wiedereinverleibung der secessionistischen Staaten in die Union erzielt werden.

Alles sehr wohl gesprochen, sehr human, sehr würdig, namentlich würdig einer Nation, die an der Spitze der Civilisation einherschreitet und die Mission hat, der Welt Gerechtigkeit beizubringen, das goldne Zeitalter zurückzuführen, also vor Allem würdig der „großen Nation.“ Aber sehen wir doch auch die andere Seite der Sache und zwar zunächst mit den Augen derer an, die hier nächst Mexico selbst und der doch noch nicht definitiv zerfallenen Union am stärksten interessirt sind, und für die wir Deutsche uns trotz ihrer Grobheiten und Ungezogenheiten am stärksten zu interessiren alle Ursache haben, wir meinen mit englischen Augen.

England kann und darf erstens keine dauernden Verantwortlichkeiten mehr auf sich nehmen. Es hat an einer Türkei genug und braucht nicht noch eine zweite jenseits des Meeres. Vormundschaften, Protectorate, Patronate, besonders solche, die mit Andern gemeinschaftlich ausgeübt werden, gewähren mehr Verdruß als Genuß. Es ist unbequem, kostspielig, gefährlich, in Mexico eine Regierung einzusetzen, die eine geraume Zeit nicht ohne fremden Beistand bestehen könnte. Giebt man dem Lande einen schwachen Herrscher, so wird England ihn unterstützen, giebt man ihm einen verdächtigen Herrscher, so wird England ihn controliren müssen. Dazu aber ist England nicht in der Lage, wenn es an die Zukunft denkt, und so muß die zu schaffende Regierung eine solche sein, welche die Gewähr giebt, daß sie Stärke mit Fähigkeit und Gerechtigkeit verbinden wird. Es liegt darum auf der Hand, daß es keine einheimische, sondern eine fremde sein muß, die in den ersten Jahren durch

fremde Truppen zu stützen sein wird. Was und wen also muß England in Mexico einsetzen?

Es leidet kaum einen Zweifel, daß ein englischer Fürst, hinter dem 10,000 englische Soldaten stehen, der englische Subsidien bezieht, dem englische Rätbe und Generale zur Hand sind, in einigen Jahren die Ordnung und Gerechtigkeit herstellen und die Wohlfahrt Mexico's mächtig heben würde. Seine Regierung würde, schon weil er kein Katholik wäre, gewiß nicht beliebt, aber stark und wohlthätig sein. Das Unglück ist nur, daß von ihr absolut nicht die Rede sein darf, wenn man auch annehmen kann, daß Frankreich sie bevormorten würde, da England dadurch zu seinen alten Sorgen und Verlegenheiten im Orient eine neue im fernen Occident sich auslände. Ein britisches Regiment in Mexico würde die Nordamerikaner zum wildesten Haß entflammen, die streitenden Parteien in der Union möglicherweise vereinigen, deren ungeheure Heere nach Mexico führen, und Napoleon hätte erreicht, ja mehr erreicht, als was er sich unter den obwaltenden Umständen irgend wünschen kann. Ein dahin gehender Vorschlag würde vom englischen Parlament einstimmig verworfen werden, und zwar mit vollstem Recht als die unbegreiflichste aller Thorheiten.

Vielleicht würde ein französischer Prinz, umgeben von französischen Ministern, Generalen und Soldaten besser und rascher noch als ein englischer mit der Regulirung Mexico's zu Stande kommen, und was sich auch nach dem Obigen vom englischen Standpunkt gegen ein solches Arrangement sagen lassen mag, England würde sich dasselbe gefallen lassen können, wenn es auch sicher nicht die Garantie für den Bestand der neuen Regierung mit übernehmen könnte. Die Franzosen würden weniger Scrupel haben, sich weniger an Formen binden, weniger Rücksicht nehmen als die Engländer. Sie sind an Dergleichen gewöhnt und würden bald alle Zustände des Landes umgeschaffen haben. Vom Standpunkt der Humanität würde sich gegen ihr Verfahren Verschiedenes einwenden lassen. Sie würden Mexico nicht gerade mit dem Winkelmaß der Gerechtigkeit, nicht ohne alle Selbstsucht, nicht um des Heils und der Wohlfahrt der Mexicaner willen und noch weniger zu Gunsten Englands regieren, aber letzteres würde, wenn es sich bei Einsetzung ihrer Regierung betheiltigt, für dieselbe Bürgschaft übernommen hätte, kaum das Recht haben, etwaige Sünden und Schwächen in deren Verfahren zu rügen. Es würde also keine solche Bürgschaft übernehmen dürfen, schon weil ein großer Theil der Nation, die alten erblichen Staatsmänner voran, eine derartige Verstärkung des alten erblichen Nebenbuhlers mit Entsetzen sehen würden. Die verständigen Engländer würden dieses Entsetzen, diese Eifersucht vermuthlich nicht theilen. Sie würden schwerlich glauben, daß der Besitz Mexico's Frankreich stärken, sie würden vermuthlich meinen, daß er dasselbe tüchtig beschäftigen

und sehr wahrscheinlich für andere Pläne auf lange Zeit unfähig machen würde. Er würde der Eitelkeit der Franzosen schmeicheln, ihr Streben nach Großthaten in eine für Europa sowie für Englands Interessen in Asien unschädliche Ecke der Welt ablenken, sie den Ertrag ihrer Hilfsquellen an Gold und Menschen in einen Sack ohne Boden werfen lassen. Frankreich würde in Mexico dem Haß der neuspanischen Race gegen Alles, was französisch ist, begegnen, den altspanischen Bundesgenossen durch Verletzung seiner Hoffnungen sich entfremden und über kurz oder lang einen Krieg mit Nordamerika oder doch mit der südlichen Conföderation zu führen haben. Wir meinen, daß Kaiser Napoleon sich das ebenso klar gemacht hat, wie die verständigen Engländer, und daß folglich auch er nicht daran denkt, hier direct für sich zu erobern.

Bleibt der Dritte im Bunde übrig. Gegen eine englische Unterstüßung Spaniens zur Wiedereroberung, oder um ein Modewort zu brauchen, zur Revindication seiner alten Kolonie läßt sich anscheinend am wenigsten vorbringen. Man sollte bei oberflächlicher Betrachtung der Umstände denken, daß die Spanier sich besser als die Franzosen und die Engländer mit den Mexicanern vertragen müßten, daß sie deren Sitten genauer verstehen, deren Vorurtheile leichter ertragen, mehr Sympathie mit deren religiösen Vorstellungen haben und ihnen schon durch die gleiche Sprache als Verwandte erscheinen würden. Der frühere Besitz des Landes ferner möchte ihnen eine Art von Vorrecht verleihen, die Sache in die Hand zu nehmen — vorausgesetzt, daß sie im Stande wären, das Unternehmen wohl auszuführen. Aber das ist gerade die Frage, und hierin liegt die Schwierigkeit. Spanien hat die Mehrzahl seiner überseeischen Besitzungen in Folge üblen Regiments verloren, es ist niemals berühmt gewesen als besonders thatkräftiger, ehrlicher und kluger Verwalter seiner Kolonien, ja nicht einmal seiner heimischen Provinzen. Es hat jetzt allerdings die Form und bis zu einem gewissen Grad auch das Wesen freier Institutionen, aber seine Finanzen sind noch keineswegs in blühendem Zustand, seine volkswirtschaftlichen Zustände noch wenig entwickelt, seine Beamten oft unfähig und noch häufiger bestechlich. Es hat seine Schulden nicht immer und erst in den letzten Jahren pünktlicher als Mexico bezahlt, und spanische Staatspapiere stehen auf den Geldmärkten noch heute nicht in sehr viel besserem Ruf als mexicanische. Spanien hat endlich in den letzten Jahren nichts gethan, sich Sympathien in England zu erwerben, ja es hat mehr als einmal gegen die Interessen Englands gehandelt und den Verdacht erweckt, daß es bei größerer Macht noch feindseliger gegen diese Interessen aufgetreten sein würde. Die englische Politik hat es als einen ihrer stillen Gegner anzusehen. Es würde sich in Mexico kaum allein behaupten können. England wird ihm keinen Beistand zur Erhaltung seiner dor-

tigen Herrschaft versprechen können, es wird aber vermuthlich auch keinen Einspruch gegen die Aufrichtung dieser Herrschaft thun, da aller Wahrscheinlichkeit nach dieselbe ähnliche Folgen wie eine Besignahme Mexico's durch Frankreich haben, d. h. zur Ablenkung und Schwächung der Kräfte eines heimlichen Feindes führen würde. Ob aber Frankreich Spanien lange, ob es auf die Dauer den jetzigen Bundesgenossen unterstützen kann, ist eine Frage, deren Beantwortung von der Gestalt abhängt, welche die Dinge in der nordamerikanischen Union gewinnen werden.

Nehmen wir an, Spanien würde infolge von Ereignissen in Amerika bei Verfolgung von weiteren, hinter den officiellen Versicherungen über die Zwecke der Allirten verborgenen Plänen allein gelassen, so würde es sich in großer Verlegenheit befinden, und daß Frankreich kein für alle Wendungen sicherer Bundesgenosse ist, hat der Krieg in der Krim den Engländern, der in Italien den Piemontesen zur Genüge gezeigt.

Spanien — so versichern seine Freunde, und wir wollen ihnen hier glauben — hat sich in den letzten fünfzehn Jahren merkwürdig gehoben. Durch elende Regenten, dann durch Bürgerkriege tief heruntergebracht, verschuldet und verarmt, ist es in erstaunlicher Weise wieder emporgestiegen, so daß es jetzt die erste der Mächte zweiten Ranges ist und sich bereits zum Eintritt in die Reihe der Großmächte anmelden lassen konnte. Seine Finanzen haben sich gebessert, sein Heer ist in gutem Stande, seine Flotte nach der französischen die stärkste des Mittelmeeres. Dennoch meinen wir nicht, daß es allein im Stande sein würde, seine Herrschaft in Mexico von Neuem dauernd zu begründen. Im Gegentheil fürchten wir, daß es mit einem solchen Versuch scheitern und zugleich seine Finanzen von Neuem ruiniren würde. Es ist beinahe ebenso schwer denkbar, daß Spanien seine verlorenen amerikanischen Besitzungen wieder gewinnt, als daß England die Ver. Staaten wieder in britische Kolonien verwandelt. In Mexico ohne sichere Verbündete Eroberungspolitik verfolgen heißt über kurz oder lang, d. h. unmittelbar nach Beendigung des nordamerikanischen Bürgerkrieges, gleichviel wie derselbe ausgehe, ob in Wiederherstellung der Union oder, wie wir erwarten, in Zerfall in eine Süd- und eine Nordhälfte, an den durch diesen Krieg geweckten kriegerischen Geist Cuba und Alles, was sonst in Amerika spanisch ist, verlieren.

Aber schon mit Mexico allein würde, wie der Unabhängigkeitskrieg der zwanziger Jahre zeigt, der Kampf kein ganz leichter sein. Oberflächlich betrachtet scheint das nicht so. Miramon, so lesen wir, ist nach Veracruz abgereist, um unter dem Schutze der spanischen Bayonnette dieselbe verrätherische Rolle gegen sein Vaterland zu spielen, wie Santana in der Republik Domingo. Er wird, so heißt es, die Reste der monarchischen Partei im Lande organisiren

und bewirken, daß sich auch dort die „Volksstimme“ für die Rückkehr unter das spanische Scepter ausspricht. Ein Zug nach der Hauptstadt und die Eroberung derselben bietet unter solchen Umständen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten; war dies doch 1847 den Amerikanern möglich, die keine Partei im Lande und also ganz Mexico gegen sich hatten.

Das spanische Heer ferner hat sich in Marokko bewährt, Miramon und seine Genossen können ihm in Betreff der in Betracht kommenden Verhältnisse treffliche Führer und Berather sein. Das mexicanische Heer ist von einer Beschaffenheit, die es sehr zweifelhaft erscheinen läßt, ob es guten europäischen Truppen erfolgreichern Widerstand leisten wird, als die Mauren Marokko's den Spaniern bei Tetuan und auf dem Marsch nach Tanger.

Die Reiterei Mexico's ist sehr wenig werth. Ihre Pferde, von Natur vortrefflich, befinden sich in der Regel in Folge schlechter Verpflegung und Abwartung im kläglichsten Zustande, und die Leute, mit Lanzen bewaffnet, taugen fast nur zu Patrouillen und Spähern. Wo sie eine Attaque wagten, genügten gewöhnlich ein paar Kartätschenschüsse, sie in wilde Flucht zu jagen. Die Infanterie ist nicht viel besser. Ihre Gewehre sind von alterthümlicher Beschaffenheit, von Schuhwerk ist bei den wenigsten die Rede, ihre blaue Uniform schillert in allen Farben, ihr größter Stolz sind ihre aus Europa eingeführten Tschacos, eine in dem heißen Lande höchst unpassende Kopfbedeckung. Meist aus den Leperos*) der Städte recrutirt und fast ohne Ausnahme Indianer oder Mischlinge von solchen und Weißen, besitzen diese Soldaten allerdings, wenn sie eine Zeitlang gedient haben, ausgezeichnete Eigenschaften. Sie ertragen Entbehrungen und Mühseligkeiten mit türkischer Geduld, marschiren durch Wüsten unter tropischer Sonne, in denen jede andere Armee zu Grunde gehen würde, und legen einen Muth an den Tag, der, richtig benutzt, heroischer Thaten fähig ist. Allein ihre Verpflegung in den Kasernen ist höchst mangelhaft und so leiden sie, wenn Seuchen ausbrechen, mehr wie andere Truppen. Die Hauptursache aber, daß sie nur gegen Hresgleichen etwas leisten, liegt in ihrer schlechten Bewaffnung. Die Regierung bezieht die Waffen für die Armee fast nur durch ausländische Handelshäuser, und diese verkaufen ihr für gutes Geld die schlechteste Waare, meist ausgemusterte englische und französische Musketen und dazu ein Pulver, welches, da es mehr Kohle als Salpeter enthält, kaum hundert Schritt weit trägt und beim Abfeuern des Gewehrs einen starken Schlag verursacht. Die armen Infanteristen wissen das so gut, daß sie beim Schießen statt die Flinte anzulegen, das Gesicht wegwenden, um durch den Schlag des Kolbens nicht

*) Eigentlich: Ausfällige, dann Pazzaroni, Pöbel.

geschwollene Backen zu bekommen. Ueblich verhält sich mit der Artillerie, obwol sie beim Volke in großer Achtung steht. Die Partei, welche bei Revolutionen mit Kanonen auszieht, glaubt immer des Sieges gewiß sein zu können.

Das Heer wird durch Pressung recrutirt, d. h. man fängt sich die Leute mit List oder Zwang für die Regimenter. Ein beliebter Kunstgriff ist, daß man die Militärmusik vor der Kaserne spielen läßt und wenn sich eine gute Anzahl von Zuhörern eingestellt hat, die Masse plötzlich umringt und die, welche dem niedern Volke angehören, herausgreift, in Uniform steckt und nach einer entfernten Garnison transportirt, wo sie in den ersten Monaten streng bewacht werden, damit sie nicht davonlaufen. Während der letzten Revolution geschah es sogar nicht selten, daß man Leute, die aus dem Theater oder aus der Messe kamen, von der Straße aufgriff, um sie sofort gegen den Feind zu führen.

Dennoch ließe sich mit solchen Soldaten etwas ausrichten, wenn die Offiziere Mexico's mehr taugten. Diese aber, die meist den Revolutionen oder sonst einem Zufall ihre Anstellung danken, entbehren größtentheils aller militärischen Kenntnisse, und nicht selten begibt sich, daß sie die Ersten sind, die bei einem Treffen die Flucht ergreifen. Die Offiziere, im Frieden in prächtigen von Goldstickerei strogenden Uniformen und mit Orden auf der Brust einherstolzirend, verlieren beim Ausmarsch gegen den Feind ihr militärisches Aussehen vollständig. In eine graue Bauernjacke gekleidet, mit Beinkleidern von derselben Farbe angethan, den breitrandigen mexicanischen Hut auf dem Kopfe, zeichnen sie sich nur durch Epauletten aus. So lange sie im Dienst sind, erhalten sie hohen Sold, ein Divisionsgeneral hat jährlich 5000, ein Oberst 2400, ein Hauptmann 800, ein Leutnant 550 Dollars; aber wenn sie nicht gerade beim Regiment eingetheilt sind, was in Friedenszeiten mit der großen Mehrzahl der Fall ist, wird ihnen gar nichts gezahlt. Der Soldat erhält monatlich 15, der Unteroffizier 20 Dollars, aber nur wenn sein Oberst ein ehrlicher Mann ist; denn viele Truppencommandanten machen sich kein Gewissen daraus, die Löhnung ihrer Leute wo nur immer möglich zu unterschlagen.

Mit diesen Truppen läßt sich die Besetzung der Küstenplätze durch eine europäische Macht nicht abwehren, und ebensowenig wird man mit ihnen den Marsch der Spanier nach der Hauptstadt und die Einnahme derselben verhindern können. Etwas Anderes aber ist für das Invasionsheer, sich im Besiß dieser Positionen zu behaupten und den Norden, sowie den tiefen Süden zu erobern. Es wäre dies ein Unternehmen, noch schwieriger als die Eroberung Marokko's. Wie dort das Maurenheer in jeder Schlacht unterlag, so würde auch hier jedes Treffen zwischen Veraacruz und Mexico mit dem Sieg

der Spanier enden. Aber wie dort das ungesunde Klima das Heer der Angreifer mehr als decimirte, so würden hier die tödtlichen Fieber der Küstengegenden der Invasionsarmee Tausende von Opfern abverlangen, ohne daß ein so rascher Ersatz des Abgangs möglich wäre wie bei dem letzten afrikanischen Feldzug. Wie dort im Innern erst Straßen angelegt werden mußten, und weiterhin die Wüste Anlegung von Wegen für Kanonen und Gepäckwagen überhaupt verbot, so würden auch hier die Sappeure mehr zu thun haben, als die Truppengattungen, die für das eigentliche Gefecht bestimmt sind. Die Häfen des Landes sind sämmtlich schlecht. Die Schmalheit des Continents und das schnelle Ansteigen des Terrains über die Küstenfläche sind Ursache, daß es in Mexico keinen Fluß von Bedeutung gibt. Eisenbahnen fehlen gänzlich. Die Mehrzahl der Städte von einiger Größe, wie Jalapa, Orizaba, Cordova, Toluca, Queretaro, Guanajuato, Guadalajara, Zacatecas und die Silberminen, welche den Reichthum des Landes bilden, liegen auf dem großen Hochplateau des Landes, fern von der See, der Operationsbasis der Spanier, und zu ihnen gelangt man nur, nachdem man Gebirge mit allerlei schwierigen Engpässen überstiegen hat. Die Regen sind unregelmäßig, und so sind die Ernten in den meisten Theilen des Landes unzuverlässig. Das Occupationshcer würde daher bei längerem Verweilen im Innern seine Bedürfnisse von den Hafenplätzen beziehen und um die Verbindung mit diesen zu erhalten, sich zersplittern müssen.

Der Süden, wo Alvarez mit seinen Indianerhorden haust, ist als wildes Gebirgsland selbst der besten Armee uneinnehmbar. Die nördlichen Provinzen gleichen einer großen Steppe, auf der sich nur Dasen befinden. Sobald man diese verläßt, hört alle Cultur auf, und Tausende von Geviertmeilen dienen nur als Weideland für Pferde und Rinder. Die reichste Region ist die der Küsten, die, terra caliente genannt, etwa zwei Drittel des Landes einnimmt, und in welcher Weizen und Mais, Zucker, Kaffee, Cochenille, Baumwolle, Wein und Hanf üppig gedeihen. Aber gerade hier ist die Bevölkerung der großen Hitze wegen wenig zur Arbeit geneigt und überdies sehr dünn gesäet. Von den sieben Millionen Einwohnern der Republik Mexico wohnen nur zwei Millionen in jenen Küstenstrichen, alle übrigen auf der Hochebene.

Den Norden zu erobern, welcher stets das Hauptcontingent für die Liberalen, also für die jetzt in ihren Interessen bedrohte Partei geliefert hat, würde ein Heer von 20,000 Spaniern kaum genügen, und eine doppelt so starke Armee würde erforderlich sein, ihn dauernd zu behaupten. Die Kosten der Erhaltung einer solchen Truppenmacht im fernen Lande würden schwer auf dem Staatsschatz Spaniens lasten, aber sie würden sich durch den Ertrag der reichen Silberminen mehr als decken. Spanien weiß sehr wohl, was es an Mexico hatte, als dieses noch spanische Provinz war.

Aber die Mexicaner haben sicher ein ebenso gutes Gedächtniß für die Zeit, wo das Land der Krone Spanien gehörte. Namentlich die Kreolen unter ihnen (das Mischlingsvolk und die Indianer kommen als ungebildet und apathisch nur so weit in Betracht, als sie Werkzeuge der herrschenden Race sind, und die eingewanderten Spanier werden natürlich die Partei des Invasionsheers ergreifen) wissen sehr wohl, wie das Land damals ausgebeutet wurde. Sie erinnern sich, daß in dieser Periode ihre Race, jetzt die mächtigste, fast so wenig galt als die Indianer, daß alle Aemter sich in den Händen von Spaniern befanden, daß die Vicekönige in der Regel Günstlinge des Madrider Hofes waren, denen man durch ihre Stelle Gelegenheit geben wollte, ihre zerrütteten Finanzen herzustellen, und die diese Gelegenheit nach Möglichkeit auszunutzen wußten. Mexico war damals nichts als eine große Domäne, deren Ausbeutung zum Theil dem König, dem jährlich von hier 6 bis 7 Millionen Dollars zufließen, theils den 80,000 Spaniern zu Gute kam, die sich hier niedergelassen. Für das einheimische Volk wurde nur so viel gethan, als sich mit jener Ausbeutung zur Noth vertrug.

Damit die spanischen Weinerzeuger Absatz fänden, war in Mexico die Anpflanzung von Reben verboten. Tabak durfte nur in Cordova und Orizaba gebaut werden, und zwar mußten die Pflanzler denselben an die Regierung abliefern, die damit einen jährlichen Gewinn von 4 Millionen Dollars erzielte, indem sie den Tabak um 137 Procent theurer verkaufte, als sie dafür zahlte.

Bis zur Revolution der zwanziger Jahre war keinem Fremden gestattet, Mexico zu betreten. Nur Spanier, und auch diese nur mit besonderer Erlaubniß der Regierung, durften nach dieser Kolonie auswandern. Der Handel befand sich ausschließlich in den Händen der Kaufleute von Cadix, die alljährlich zu bestimmter Zeit Flotten aussandten, um Neuspanien mit Waaren zu versehen, welche aus zweiter und dritter Hand gekauft waren. Veracruz war der einzige Hafen, wo Schiffe landen durften. Von hier aus wurden die Ladungen mit ungeheuren Kosten nach den verschiedensten Richtungen verschickt, und so kam es, daß ein Stück Kattun, das heutzutage mit 5 Dollars bezahlt wird, 30, ein Stück Leinwand, das jetzt 12 Dollars kostet, 50 galt. Die Gerichte waren nur mit Spaniern besetzt, und selbstverständlich bekam, wo ein Spanier mit einem Eingeborenen stritt, immer der erstere Recht. Für Schulen wurde so gut wie nichts gethan. Den gebildeten Ständen ließ man von außen nur gerade so viel Neuigkeiten zukommen, als im Interesse der Regierung lag, und es gab in ganz Mexico nur eine einzige Zeitung, das Regierungsblatt. Selbst wissenschaftliche Bücher, welche dem Volke Aufschluß über den Zustand des Landes, dessen Hilfsquellen und dessen Reichthümer geben konnten, waren verbotene Waare. Alles war darauf zu-

geschnitten, die Kreolen niederzuhalten, ihnen Bildung und damit Bewußtsein über ihre Stellung zu den Spaniern und mit diesem die Neigung jene Stellung zu verbessern abzuschneiden.

Es ist wahr, es herrschte damals eine Art von Ordnung, und es herrscht jetzt Unordnung in Neuspanien, und diese Unordnung ist etwas schlimmer als die, welche vor zwanzig Jahren in Altspanien war. Es ist ferner wahr, daß es unmöglich sein würde, die Zustände Mexicos auf die Stufe jener für die Krone Spanien so guten alten Zeit zurückzuschrauben. Aber ebenso gewiß ist, daß die große Mehrzahl der Kreolenbevölkerung die heutige Unordnung, die ihnen wenigstens für ihre eigenen Interessen zu leben erlaubt, ihnen ihr Grundeigenthum nach Belieben zu benutzen gestattet, ihnen den Weg zu Ehrenstellen offen läßt, ihnen, wenn auch mit Unterbrechungen, Preß- und Religionsfreiheit gewährt, ihrem Verkehr mit dem Ausland nichts in den Weg legt, ganz entschieden der alten Ordnung vorziehen würde, selbst wenn diese mit einigen Milderungen wieder eingeführt werden sollte.

Wenn der spanische General in Veraeruz die Mexicaner als Brüder der Spanier bezeichnet, so wissen jene, daß sie von diesen als Stiefbrüder behandelt worden sind, und wieder als solche behandelt werden würden, und wir können ihnen, soviel auch an ihnen anzusetzen sein mag, so kläglich auch die letzten zwanzig Jahre ihrer Geschichte verlaufen sein mögen, soviel Unheil auch die von Paris importirte demokratische Doctrin unter dem halbeivilisirten Volk angerichtet hat, nur wünschen, daß es ihnen gelinge, jene aufdringlichen Stiefbrüder, die bei aller sonstigen Ueberlegenheit noch heute das Lesen der Bibel mit der Galeere bestrafen, mit der Zeit abermals aus ihrem Lande zu werfen, das wenigstens die Reminiscenzen der Inquisition und was damit verbunden ist, von sich abgeschüttelt hat.

Vermögen sie das nicht, vermögen die Liberalen im Norden nicht, wie einst unter den spanischen Vicekönigen, wie später unter der Herrschaft der Klerikalen, durch stets wiederholte, in keiner Niederlage erlöschende Angriffe das ihnen drohende Joch abzuschütteln, nun so ist ihr Haß gegen Spanien ein unverständiger, und sie verdienen Sklaven der mit den Priestern verbündeten Despotie zu sein. Ihr Schicksal hängt dann allein von dem Schicksal der Vereinigten Staaten ab, denen oder deren südlicher Hälfte sie dann — wenn auch gewiß weit später, als bisher erwartet wurde — aller Wahrscheinlichkeit einmal als Gleichberechtigte zugehören werden. Die Monroe-Doctrin ist vertagt, sehr wahrscheinlich auf lange Zeit vertagt, aber nicht ausgelöscht. Auch der Süden wird sich zu ihr bekennen, und sie geltend machen, sobald er vermag.

Ueberblicken wir das Gesagte noch einmal, so stellt sich folgendes Ergebniß heraus: Eine gemeinsame Intervention zur Umgestaltung der Regie-

rungsform Mexico's kann England durchaus nicht wünschenswerth sein, es wird sich daher zu diesem Zweck schwerlich dem Unternehmen Frankreichs und Spaniens angeschlossen haben. Ferner: Es gibt sehr ernste, kaum zu widerlegende Einwendungen für den Fall, daß eine einzelne der drei Mächte die Intervention in der Absicht unternommen hat, Mexico für sich zu erwerben. Die Frage, ob man ein Recht hat, sich weiter in die Angelegenheiten Mexico's zu mischen, als zur Eintreibung der von diesem eingegangenen Verbindlichkeiten erforderlich, zur Wahrung der Interessen der intervenirenden Mächte nöthig ist, untersuchen wir nicht, sondern beschränken uns darauf, zu bemerken, daß, wenn das Recht, dem Parteikampf in Mexico Halt zu gebieten, zugegeben würde, die europäischen Mächte damit die Befugniß erhalten würden, auch den Parteien in der Union den Frieden zu dictiren. Daß dies Kaiser Napoleon vorhat, ist nicht undenkbar. Aber dies hieße die Monroe-Doctrin in einer Weise auf den Kopf stellen, für die ihm selbst die Sklavenhalter auf die Dauer nicht danken würden. Wir Deutsche freilich hätten weniger Ursache, darüber ungehalten zu sein.

Die Pfahlbauansiedelungen in den Schweizerseen. *)

Zu den lehrreichsten Entdeckungen neuester Zeit auf dem Gebiete der Alterthumskunde und Culturgeschichte gehören ohne Zweifel die Pfahlbauten, welche in verschiedenen Seen diesseits und jenseits der Alpen in den letzten sechs Jahren zahlreich zu Tage getreten sind und mit der fast unüberschaubaren Menge ausgehobener Fundstücke aller Art uns höchst merkwürdige Ansiedelungen und menschliche Wohnungen über der Oberfläche des Was-

*) Das Material findet sich in den Mittheilungen und Berichten der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Bd. IX—XIV. Zürich in Commission bei Meyer und Zeller. 1854—1861. Die Redaction benützt diese Gelegenheit auf die Publicationen dieser Gesellschaft aufmerksam zu machen, welche nicht nur ihres reichen Inhalts wegen, sondern auch deshalb besonders rühmenswerth sind, weil bei ihnen die schwere Aufgabe gelöst wird, mit sehr beschränkten Geldmitteln sehr Erfreuliches und Bedeutendes zu fördern. Dem Präsidenten der Gesellschaft A. Ferdinand Keller, demselben tüchtigen Gelehrten, welchem auch die citirten Berichte zu danken sind, gebührt vor Andern das Lob, durch unermüdlige Thätigkeit und Sorgfalt das schöne Unternehmen im Gedeihen zu erhalten.